

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Donnerstag, 24. Januar

1929.

(6. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

Roman von Rosa Porten.

(Nachdruck verboten.)

Noch einige Minuten konnte er sich in dem Triumph, dann gab er das Zeichen zum Beginn der Arbeit. Die Szene wurde durchgeprobt und klappte vorzüglich. Thea, die durch ihren Sieg, den sie in den Augen ihrer Feindin las, alle Befangenheit schwinden fühlte, spielte so ausgezeichnet, daß Kramer und Deri sich verblißten und anstarrten. Als jetzt aber der Photograph anfang zu „drehen“, und die nichtbeschäftigten Schauspieler atemlos den improvisierten Worten lauschten, mit denen Thea ihr Spiel begleitete, zerriß eine ironische Bemerkung Miriams, die sie laut zu der neben ihr stehenden Bojetti machte, die Stimmung, und Thea wie auch ihr Partner wurden unruhig.

Kramer, der schon lange über einen Vorwand, die Holm aus dem Atelier zu verweisen, nachgedacht hatte, benutzte sofort die sich bietende Gelegenheit, ihr Zusammentreffen mit Rechmann, der jeden Augenblick kommen mußte, zu verhindern. Er winkte dem Photographen ab und rief mit erhobener Stimme:

„Ich bitte alle, die nicht in dem Bilde zu tun haben, das Atelier zu verlassen!“

Die Statisten folgten sofort dieser Aufforderung, die Solisten anfangs zögernd — nur Miriam machte keinerlei Anstalten, den Platz zu räumen.

„Das gilt auch Ihnen, Fräulein Holm!“ sprach Kramer sie jetzt direkt an, fügte aber, um ihr jede Antwort abzuschneiden, gegen Deri, der über die ungewöhnliche Bestimmtheit seines Regisseurs verwundert da stand, gewendet hinzu:

„Herr Deri, Sie haben wohl die Güte, Fräulein Holm nach dem Wartezimmer zu begleiten! Sie will Herrn Direktor Rechmann sprechen!“

Deri ging auf Miriam zu und verhinderte durch seine Verbindlichkeit, mit der er sich ihrer dienstbesessenheit annahm, eine Auseinandersetzung. Mit höflichkeit-voller Miene, ihn von Kopf bis zu den Füßen mustern, raufte sie an Kramer vorüber und verließ, von dem veranlaßten schmunzelnden Ungarn gefolgt, das Atelier. Der schöne Eugen hätte dem „windigen Arthur“, wie der flatterhafte Regisseur, der so vorzüglich verstand, sein Mäntelchen nach dem Winde zu hängen, bei den Schauspielern allgemein hieß, in jedem anderen Falle eine gehörige Abfuhr von ganzem Herzen gegönnt. Da es sich aber in diesem Streit um Thea Loffen handelte, stand er ganz auf Kramers Seite, dessen Absicht er sofort durchschaute hatte.

Raum war er nämlich mit Miriam in den langen, halbdunklen Flur eingebogen, der zu den Wartezimmern führte, als er Rechmann pustend und schnaufend die Treppe heraufkommen hörte. Wäre Miriam allein gewesen, hätte sie unbedingt mit dem Direktor zusammentreffen müssen. So aber sprach Deri in den höchsten Tönen auf sie ein und erreichte auch, daß sie, ohne des Direktors Nähe zu bemerken, in dem kühlen Raume Platz nahm. Fürs Leben gern wäre jetzt der Ungar dorthin zurückgekehrt, wo sich Theas Geschick entscheiden mußte. Doch sagte er sich resigniert, daß er oben überflüssig war, während er hier im Interesse Theas handelte, wenn er die gefährdete Rivale möglichst lange festhielt.

Als Rechmann das Atelier betrat, unterbrach Kramer sofort die Arbeit und eilte auf ihn zu.

„Herr Direktor!“ sagte er hastig, ohne ihm selbst einen „Guten Morgen“ zu bieten. „Die Holm ist wieder da und will spielen!“

„Das ist ja glänzend! Sehen Sie, ich wußte ja, daß sie klein beigegeben würde!“

Kramer erbleichte. Er hatte also doch das „falsche Pferd gewettet“. So leicht gab er aber sein Spiel nicht verloren. Daß Miriam ihm verzeihen und ihn wieder in Gnaden annehmen würde, war gänzlich ausgeschlossen — dazu kannte er ihren rachsüchtigen Charakter viel zu genau.

„Herr Direktor wollen doch wohl nicht damit sagen, daß die Holm, die uns durch ihren Kontraktbruch in eine so gefährliche Schwierigkeit gebracht hat, wieder...“

„Gewiß will ich das sagen“, unterbrach ihn Rechmann. „Für was halten Sie mich, Herr Kramer? Bin ich ein Idealist oder will ich Geschäfte machen?“

„Aber man kann sich doch nicht alles gefallen lassen! Und dann, was das Geschäft angeht, so machen wir, davon bin ich überzeugt, mit Fräulein Loffen ein noch viel besseres!“

„Ihre Überzeugung in Ehren, lieber Kramer“, erwiderte Rechmann schmunzelnd. „Ich bin aber mehr fürs Sichere! Wer garantiert mir dafür, daß die Loffen der Rundschaft so gut gefällt wie Ihnen und mir? Von der Holm weiß ich’s.“

Kramer war schon im Begriff, alles verloren zu geben, als Dunst und Schmitthener eintraten. Er schöpfte wieder Hoffnung und machte neue Einwendungen. Raum hatte Dunst den Namen Holm vernommen, als er sich sofort ins Gespräch mischte.

„Bist du verrückt, Erich?“ fuhr er Rechmann an. „Die Holm willst du wieder beschäftigen? Die freche Person, die uns in die größten Schwierigkeiten gebracht hat...? Ja, wenn kein Ersatz da wäre, würde ich nichts sagen — aber so! Ich trete aus der Firma aus, wenn du darauf bestehst!“

„Ich muß Herrn Dunst recht geben, lieber Rechmann“, sagte jetzt Schmitthener ruhig und gelassen.

Rechmann lenkte sofort ein.

„Aber, meine Herren, ich bin ja kein Unmensch. Das Interesse des Ganzen vor allem. Ich bin völlig mit Ihnen einverstanden. Juristisch sind wir, wie uns Rechtsanwalt Meyer ja bestätigte, völlig im Recht und haben keinerlei Verpflichtungen gegen die Holm. Wenn Sie Lust haben, schmeißen Sie sie eigenhändig raus. Ich bin ja gar nicht so!“

Kramer lächelte triumphierend. Bei der Gelegenheit erfuhr er auch gleich, daß Rechmann auf das Geld, das Dunst in der Firma hatte, angewiesen war, und er nahm sich vor, in Zukunft diesen mehr als bisher zu beachten.

„Fräulein Holm sitzt unten im Wartezimmer. Vielleicht ist einer der Herren so lebenswürdig, ihr den Standpunkt der Firma mitzuteilen.“

„Das werd’ ich besorgen“, sagte Dunst, der Miriams dreistes Auftreten gern quittieren wollte.

Kramer verbeugte sich.

„Wenn die Herren dann gestatten, lasse ich weiter arbeiten.“

Die Direktoren nickten bejahend, sahen eine Weile

dem Spiel noch zu und tauschten begeisterte Lobesworte über Thea. Dann verließen sie das Atelier. Nach wenigen Minuten schon hörte man Miriams leisende Stimme und den sonoren Bass des Direktors Dunst herausschallen, dann ein wütendes Türschlagen — und alles war still. Miriam Holms Herrschaft in der Firma Rechmann war endgültig vorüber, und die Bahn frei für die blonde Thea Lossen . . .

5.

In ruhiger, steter Arbeit war für Thea Lossen der Sommer vergangen. Die angenehme Gleichförmigkeit ihrer Tage, die höchstens einmal die ungewohnte Aufregung einer Aufgenahme vor den Toren der Stadt unterbrach, hatte ihr über den Schmerz, den ihr Billingers schroffe Absage zugefügt, allmählich hinweggeholfen, wenn auch der Stachel gekränkter Eigenliebe noch lange in ihrem Herzen verblieb. Ihrer weiblichen Eitelkeit bot aber schließlich der neue Beruf, in dem sie völlig aufging, mannigfachen Ersatz. Wenn auch dem Publikum ihr Name noch nicht geläufig war — in den Fachkreisen und besonders bei den Kunden der Rechmann G. m. b. H. war sie populär, wie keine zweite Filmschauspielerin. Alles schmeichelte ihr, und sie schrieb in ihrer Naivität getreulich jedes Lob, das man ihr spendete, ihrem Können, ihrer Künstlerkraft zu — auch wenn es nur ihrer süßen Blondheit galt.

In der Freude über einen alle Erwartungen übertreffenden Abschluß auf die „Thea-Lossen-Serie“ hatte Erich Rechmann ihr die Monatsbezüge auf dreitausend Mark erhöht und sie „Unsere Filmkönigin“ genannt. Dieser Name hatte schnell Kunde bei allen Beteiligten gemacht und war ihr geblieben, da man ihn reizend und bezeichnend fand. Thea hatte geschmeichelt gelächelt und hörte sich gern so nennen . . .

Nur ihre Umgebung, die abgelegene, kleinbürgerliche Wohnung wollte ihr nicht mehr behagen. Wenn sie aus dem lichtdurchfluteten Atelier in ihr von Röhrendüften erfülltes Heim trat, kam sie sich entthront vor, — eine Königin im Exil. Kurz entschlossen hatte sie den ersten Termin benützt, um die Wohnung im Namen der Mutter, die sie jetzt völlig nach Belieben schalten und walten ließ, gekündigt. Mit Edith, die sich, gleich ihr, aus der sie bedrückenden Umgebung hinaussehnte, war sie dann mehrere Sonntage hintereinander auf die Suche gegangen und hatte schließlich in der freundlichen Hanfstraße, in der Nähe des Tiergartens, dessen Bäume man von den Fenstern aus sehen konnte, eine nette, moderne Wohnung gemietet.

Frau Lossen hatte darauf bestanden, ihre Möbel, die sie gegen alle Stürme in ihrer langen Witwenschaft tapfer verteidigt hatte, mitzunehmen. Mit ihnen hatte sie sich die beiden Hinterzimmer ausgestattet, wo sie jetzt über ihrer geliebten Zeitung und endlosen Handarbeiten das beschauliche Leben einer Rentnerin lebte, seitdem Thea ihr ein Mädchen hielt und nicht duldete, daß sie, wie früher, alle Hausarbeiten allein verrichtete.

In den drei Vorderzimmern hatten sich die beiden Schwestern nach ihrem Gefallen eingerichtet. Wenn auch die Möbel ihre Herkunft aus dem Abzahlungs-geschäft nicht ganz verleugnen konnten, — das Wohnzimmer in geschliffener Eiche und die Mahagonipracht des Salons wirkten nett und leidlich vornehm. Aus dem gemeinsamen Schlafzimmer hatte Edith, die wirklichen Geschmack besaß, eine Symphonie in weiß und himmelblau gemacht. Hier verbrachte das junge Mädchen, das seit den Herbstferien die Selektia verlassen hatte, ihre Tage in stillen Träumen von zukünftigem Glück und Ruhm.

Stundenlang konnte sie auf dem weichen Bärenfell des Divans liegen, den Blick verlorren auf die Baumspitzen des Tiergartens gerichtet. Sie wollte nicht, wie Thea, als Filmschauspielerin Lorbeeren und Geld verdienen, sie wollte es, auf der „wirklichen“ Bühne, wie sie sagte, die Gestalten unserer Großen zu verkörpern. Wenn dann das Buch, in dem sie gelesen, ihrer Hand entglitt, sah sie sich im Geiste als „Räthchen von

Heilbronn“ oder als Egmonts Räthchen. Die Zuschauer weinten ob ihrer schlichten Größe und ein Millionär, der in seiner Loge, gebannt von ihrer hohen Künstlerkraft, saß, kam zu ihr und nahm sie mit sich auf sein Schloß.

Von diesen Blühträumen hatte die rauhe Wirklichkeit schon einige Jäh wellen lassen, — besonders seit sie Professor Heimdals Theaterschule besuchte, zu deren begabtesten Schülerinnen sie seit einigen Wochen gehörte. Die Mutter hatte zwar anfangs gar nichts davon wissen wollen, doch Theas Nachwort hatte sie sich schließlich gefügt und sich gesagt, daß ihre Abneigung gegen Kunst und Künstler wohl ein Vorurteil sein müsse. Wie hatte sie geweint, als ihre Älteste ihr die neue Stellung, die sie angenommen, geblüht. Und nun war Thea Filmschauspielerin und saß jeden Abend brav daheim und alles, was die bösen Nachbarinnen von Verführung und schlechtem Lebenswandel prophezeit hatten, war nicht eingetroffen . . .

Heute sollte nun die neue, standesgemäße Wohnung durch eine kleine Abendgesellschaft offiziell eingeweiht werden — die erste, die Thea gab. Herr und Frau Rechmann hatten zwar abgejagt, da sie bereits vergeben waren, — doch war das den drei Lossen gerade recht. Sie hätten sich unter dem kritischen Auge der verwöhnten Frau Direktor geniert gefühlt.

Besonders Frau Lossen, die, zu Ehren des großen Tages, ein neues, schwarzseidenes Kleid erhalten hatte, war sehr damit zufrieden, daß nur anspruchslosere Gäste zu erwarten waren. Durch ihre unbeugsame Hartnäckigkeit hatte sie es schließlich auch erreicht, daß Tante Amalie, die Schwester ihres verstorbenen Vaters, eine Einladung erhielt.

Thea wollte anfangs durchaus nichts davon wissen und Edith hatte kalten Blutes erklärt, die verwitwete Frau Geheime Rechnungsrat passe durchaus nicht in das Milieu. Dann aber hatten sich die jungen Mädchen der immer wiederkehrenden Bitte der Mutter gefügt, da sie sich sagten, daß sie in der Tante wenigstens eine Partnerin fänden, eine Seele, die den ihr lieben Kreisen nahestand . . . (Fortl. folgt.)

Erlebnis im Fasching.

Von Lothar Sachs.

Es ist eines jener seltsamen Rätsel, die aus dem Urgrund unseres Wesens wie das geheimnisvolle Lächeln einer Sphinx aufsteigen, warum im Fasching mit uns allen wie unter der zwingenden Macht unbekannter Kräfte, — auch wenn wir sonst noch so kühl, nüchtern und blasirt sind — eine so merkwürdige Veränderung vor sich geht! Es packt uns plötzlich ein hemmungsloses, brennendes Verlangen, in irgend ein schillerndes Karrenkleid zu schlüpfen, die Larve vors Gesicht zu nehmen und ein wenig Komödie zu spielen. Als ob in unserer närrischen Welt nicht immer Fasching wäre!

Für mich bedeutete der Höhepunkt des Karnevals immer der Maskenball des Klubs „Bühne und Film“, den ich mit einer fast an Bedanterie grenzenden Regelmäßigkeit mit meiner Frau besuchte. Als der Termin näher rückte, wollte ich daher auch diesmal mit Gela die nötigen Vorbereitungen besprechen, stieß aber zu meinem nicht geringen Erstaunen auf völlige Interesslosigkeit und Gleichgültigkeit. „Ich mache mir gar nichts daraus, aber gehe du nur ruhig hin, wenn du Lust hast.“ Vielleicht erwartete sie nun von mir die selbstverständliche Erklärung, daß ich unter diesen Umständen auch darauf verzichten würde; aber den Gefallen tat ich ihr nicht. Denn da meine Frau für ihre Weigerung, mit mir den Ball zu besuchen, nicht die mindeste stichhaltige Begründung abgeben konnte, stand für mich fest, daß sie wieder einmal Launen hatte, denen ich mich unter keinen Umständen fügen durfte.

„Wie du willst“, antwortete ich daher kurz. „Ich gehe auf jeden Fall hin.“ Auch jetzt machte Gela keine Miene, einzulenkten. Ich stand wirklich vor einem Rätsel, dessen Lösung mir nur durch einen Zufall alldete.

Als ich nämlich am nächsten Tage in Gelas Boudoir kam, fand ich, unter seidenen Kisseln versteckt, ein Pagenkostüm. Nun war mir alles klar. Meine Frau wollte heimlich auf den Maskenball gehen und mich dort aufs Glatteis führen. Darum hatte sie mir tags zuvor die Komödie vor-

gespielt um mich in Sicherheit zu wiegen und in mir den Glauben zu erwecken, sie bliebe dem Balle fern. Ich ließ mir natürlich nichts merken, beschloß im Gegenteil, die Komödie, die Hela mit unfehlbarem Raffinement inszenierte, bis zu den letzten Konsequenzen mitzuspielen.

Der Maskenball war in vollem Gange. Ich trug Brad und schlängelte mich, schon leicht von Fälschungsgeistern umnebelt, wie ein Kal durch das bunte, überschäumende Masken-treiben, den wogenden Fälschungswirbel. Da fakte mich ein reizender Page unter, der eine weiße Larve vor dem Gesicht hatte. „Aha“, dachte ich mir, „hebt beginnt der Komödie erster Akt!“ Fabelhaft, wie Hela ihre Stimme verstellen konnte, wie sie glänzend schauspielerte, in ihrer Rolle aufging. Sie hätte auf der Bühne unbedingt Karriere gemacht. Ich mimte mit. Warum sollte ich ihr den Spah verderben. Ich mit lächelnder Ironie lagen: „Schöne Maske, ich kenne dich.“ Ich hatte ja alle Trümpfe in der Hand. Wir flirteten, tanzten im vollsten Strudel brandenden Karnevalsübermutes, nahmen in einer kleinen, intimen Loge Platz. „Bist du verheiratet?“ Die Frage mußte kommen. Ich hatte direkt darauf gewartet. Jetzt versuchte Hela, Belastungsmaterial gegen mich zu sammeln. „Nein“, antwortete ich lakonisch, „Gott sei Dank nicht!“

Und jetzt spielte ich meine Trümpfe aus. Der große Moment war gekommen, in dem meine Frau das Entsetzen paten sollte über die vermeintliche Treulosigkeit und Zügellosigkeit ihres Gatten. Ich war gewillt, im Schlußakt unserer Fälschungskomödie keine Pointe auszulassen und wurde frech — immer frecher. „Bist du mit mir kommen, Liebster?“ Es bereitete mir ein diebisches Verlangen, zu beobachten, wie Hela mit sich kämpfte. War es Entrüstung über mich, die ihr einen Augenblick den Entschluß nahelegte, die Larve abzulegen und mir ihre Empörung ins Gesicht zu schreiben? War es aut gespielte Moral? Raffinierteste Komödie mit dem Endzweck, mich völlig einzukreisen zu bedingungsloser Kapitulation zu zwingen? Der letzte Wunsch besaß offenbar alle anderen zwiefältigen Empfindungen.

Selbst im Auto fiel Hela nicht aus ihrer Rolle. Wie konsequent doch Frauen sein können, wenn sie einen Mann hineinlegen wollen! Wir betraten mein Herrenzimmer. Ich knipste Licht an. Nun mußte ich Hela gestehen, daß ich sie vom ersten Augenblick an erkannt hatte. Es war höchste Zeit, die letzte Möglichkeit. Sie würde es mir nachträglich bestimmt nicht glauben. „Nimm die Maske ab, mein kleines Brautchen! Jetzt ist die Komödie aus!“ Lachend griff ich nach der Larve. rief sie ab . . . ?

Was soll ich Ihnen sagen: Es war gar nicht meine Frau.

Zurück in den Harem?

Von Hugo v. Koller.

Manche meiner ehemaligen Bekannten, mit denen ich Jahrzehnte im Orient zusammen gelebt hatte, haben der Sehnsucht, Konstantinopel wiederzusehen, nicht widerstehen können und sind in neuerer Zeit mal wieder dort gewesen. Ich selbst habe des öfteren mit dem Gedanken gespielt, mal wieder dem sonnigen Orient einen Besuch abzustatten. Nachdem ich mehrere von denen gesprochen hatte, die jetzt wieder in Konstantinopel waren, ist mir die Lust vergangen. Wie mir gesagt wurde, ist unser altes Konstantinopel mit all seinen echt orientalischen Reizen verschwunden; an seiner Stelle findet man heute eine Großstadt, die bestrebt ist, sich zu modernisieren, indem sie sich alle nachkriegszeitlichen Erzeugnisse auf dem Gebiet zügelloser Ausschweifungen, Entweihung alterwürdiger Traditionen und Nichtachtung von Religion und Moral zu eigen macht. Das heutige Konstantinopel würde also nur die Erinnerung an jene Zeit trüben, wo das echt-orientalische seinen eigentlichen Reiz bildete.

Die so plötzlich durchgeführte Emanzipation und Modernisierung der türkischen Frau, die Auflösung des Harems und die Aufhebung aller persönlichen Freiheitsbeschränkungen gibt dem Leben im Orient ein ganz neues Bild. Die mit dem Zschmaß verschleierte, in den Feridieh gehüllte Türkin war ein Brautopfer, der in den Straßen Konstantinopels, besonders in Stambul, gar nicht fehlen durfte. Man vermißt jetzt geradezu die türkische Frau in ihrer früheren Aufmachung, und die modernen Türkinnen, die sich mehr oder weniger erfolglos bemühen, die westeuropäische Frau zu kopieren, bieten keinen Ersatz dafür.

Ob die restlose Emanzipation der türkischen Frauen und Mädchen, ohne irgendein Übergangsstadium, diesen selbst die erhofften Vorteile im ganzen Umfang gebracht haben, bleibt eine offene Frage. Die begeisterte Begrüßung der den türkischen Frauen „geschenkten Freiheit“ von Seiten

Unbeteiligter ist in erster Linie auf die durchaus irrigen Vorstellungen, die man sich im allgemeinen von einem Harem machte, zurückzuführen. Neunzig Prozent aller türkischen Harems war doch eigentlich nichts anderes, als ein den gegebenen Verhältnissen angepaßtes, normales Familienleben, allerdings mit der Einschränkung, daß die Frauen des Hauses sich von anderen Männern fernhalten und sich vor ihnen verschleiern mußten. Die nach ottomanischem Recht gestattete Polygamie fand man schon wegen der damit verbundenen Kosten nur selten. Gewiß gab es einige reiche Türken, besonders solche in hohen Stellungen, die sich den Luxus von zwei oder noch mehr Frauen gestatteten, aber diese Fälle waren selbst in Konstantinopel nicht häufig, in den Provinzen nur Ausnahmen. Nach türkischem Recht und Gesetz hatten alle Frauen, wenn ein Mann deren mehrere hatte, die gleichen Rechte, und alle konnten die gleichen Ansprüche an den gemeinsamen Gatten stellen. Daraus ergab sich ganz von selbst, daß die Polygamie ein recht kostspieliges Vergnügen war. Von der Aufhebung dieses muslimanischen Vorrechts sind in Wirklichkeit nur sehr wenige betroffen worden. Die heranwachsenden jungen Türkinnen müssen sich nun auch die Schattenseiten der ihnen geschenkten Freiheiten gefallen lassen. Früher gab es eigentlich überhaupt keine unverheirateten muslimanischen Mädchen. Die Sorge, sie unter die Daube zu bringen, war Sache der Mutter. Und da der junge Moslem verheiratet wurde, ohne daß er seine Braut kannte, kam weder er noch sie in die Lage, selbst wählen zu können. Das alles fällt nun heute weg, und die jungen Türkinnen, die nicht dem Geschmack der heiratslustigen Jünglinge entsprechen, bleiben eben unverheiratet. Sie müssen für sich selbst sorgen, einen Beruf ergreifen und die dazu erforderlichen Kenntnisse erwerben. Das gab es früher in der Türkei überhaupt nicht.

Die Stellung der Frau, zum mindesten in besseren türkischen Kreisen, war auch meist durchaus keine unwürdige; im Gegenteil spielte sie oft mehr die Herrin in ihrem Hause als manche westeuropäische Frau. Und wenn in den ärmeren Kreisen die Frau auch zu harter Arbeit herangezogen wurde, so ging es ihr dabei auch nicht schlechter als einer armen Frau in Westeuropa. Die Türkin aus ärmeren Kreisen war von Jugend auf daran gewöhnt, sich niemals unerfüllbaren Hoffnungen für ihr späteres Leben hinzugeben. Sie war gewöhnt an das Haremleben, das ihrer einst wartete. Jedenfalls aber wurde sie Frau, und ihr Mann hatte für sie zu sorgen. Darauf darf sie heute nicht mehr rechnen. Jetzt ist Heiraten oder Nichtheiraten — Kismet!

Der Zufall hat mich während meines 32-jährigen Aufenthalts im Orient einige Male in — allerdings bessere — türkische Harems geführt, ohne daß ich natürlich dabei mit türkischen Frauen in Berührung gekommen wäre. Und ich kann nur sagen, daß das Milieu, in dem die türkischen Frauen dort lebten, nicht schlechter war als der Haushalt reicher und vornehmer Damen in Westeuropa.

Ein großer Unterschied bestand freilich in jeder Beziehung zwischen den Harems in landläufigem Sinne und — dem Harem des Sultans. Dieser war eine groß aufgezogene Organisation für sich. Durch meine persönlichen Beziehungen zu einigen internen Palastbeamten und besonders zu einem Eunuchen in höherer Stellung erfuhr ich vieles aus dem eigenartigen Betriebe des kaiserlichen Harems zu Zeiten des Sultans Abd ul Hamid.

Nach dem osmanischen Hausgesetz vererbte sich bekanntlich die Thronfolge nicht von Vater auf Sohn, sondern stets auf das älteste männliche Mitglied der Familie. Dadurch kamen fast niemals jugendliche Herrscher auf den Thron. Jeder neue Sultan besaß also immer schon, wenn er zur Regierung kam, einen Harem, in dem jedoch die Frauen keinen Anspruch auf irgendwelche bevorzugte Stellung hatten. Nur eine Frau nahm die Stellung einer Sultinin ein, und zwar nicht eine Frau des Sultans, sondern dessen Mutter. Ihr kamen die kaiserlichen Ehren zu, und sie war die Herrin des Harems. Starb sie während der Regierungszeit ihres Sohnes, wie dies bei Abd ul Hamid der Fall war, so trat an ihre Stelle die einstige Amme des Sultans.

Ein Sultan schloß keine Ehen wie andere Türken; aber doch konnte er noch weitere legitime Frauen bekommen. Legitime Frau des Sultans wurde eine Haremsdame dadurch, daß sie dem Sultan einen Sohn schenkte. Jede legitime Frau des Sultans hatte einen eigenen Hofstaat, der sich aus 100 bis 120 Odalisten und Sklavinnen, mit einem Stab von Eunuchen, zusammenlegte. Über allen Frauen und Eunuchen stand „Seine Hoheit“ der Ober-eunuch, der im Harem als Oberzeremonienmeister fungierte. Alle legitimen Frauen des Sultans hatten durchaus gleiche

Rechte, keine durfte bevorzugt, keine vernachlässigt werden. Sogar in bezug auf die Besuche des Sultans bei seinen Frauen mußte die Reihenfolge innegehalten werden. Abd ul Hamid hatte lange Jahre hindurch vier legitime Frauen, natürlich aber stand ihm der ganze Harem zur Verfügung. War das erstgeborene Kind einer Haremsdame ein Mädchen, so wurde sie samt dem Kinde aus dem Harem entfernt. Als Abd ul Hamid bereits fast sechzig Jahre alt war, schenkte ihm noch eine siebzehn Jahre alte Odaliske einen Knaben und wurde dadurch fünfte legitime Frau des Sultans. Somit bestand der kaiserliche Harem in Iildis in den letzten Regierungsjahren Abd ul Hamids aus etwa 600 Damen. Die fünfte Frau hat der entthronte Sultan auch mit in die Verbannung genommen; sie hat das Schicksal ihres Herrn und Gatten bis an sein Lebensende geteilt.

Um das Leben einer türkischen Frau im Harem richtig zu beurteilen, müßte man sich in die ganzen damals obwaltenden Umstände hineinbegeben. Es wäre falsch, anzunehmen, daß die türkischen Haremsfrauen überall und allgemein ein Sklavenleben geführt hätten. Im Gegenteil ist auch in vielen Harems Familienglück und Liebe heimlich gewesen. Immerhin hat die Befreiung der türkischen Frau aus dem Harem eine ungeheure große Bedeutung für die türkische Frauenwelt gehabt, wenn auch nicht ausschließlich in dem Sinne, daß damit des Lebens ungetrübte Freude den alten und jungen, schönen und minder begehrenswerten Türlinnen geschenkt worden wäre. Es mag schon sehr manche Türkin, die die Emanzipation und Modernisierung mit allen Licht- und Schattenseiten am eigenen Leibe ausprobiert hat, sehnüchsvoll heißen: „Zurück in den Harem!“

Das Reich der Technik

Die Luftfahrt im Jahre 1928.

Von Ernst Trebesius.

In den Dezembertagen des Jahres 1903 die ersten Flüge mit einem motorisch angetriebenen Flugzeug, im Frühjahr 1918 der erste regelmäßige Flugverkehr der Welt zwischen Berlin und Weimar, und weitere neun Jahre später die ungeheure Strecke von insgesamt 35 000 000 Flugkilometern, die 1927 von allen Flugzeugen der Erde zurückgelegt wurden. Diese drei Angaben lassen die beispiellos schnelle Entwicklung des jüngsten Verkehrsmittels in sehr eindringlicher Weise hervortreten. Wenn auch über den Flugverkehr des abgelaufenen Jahres noch keine abschließenden Zahlen vorliegen, so läßt sich doch schon heute mit großer Bestimmtheit sagen, daß 1928 eine weitere sehr beträchtliche Steigerung gebracht hat.

Im Jahre 1927 marschierte der deutsche Luftverkehr hinsichtlich der Anzahl der beförderten Fluggäste, der Fracht und zurückgelegten Flugkilometer an der Spitze aller Völker. Die Deutsche Luftkassa beförderte in diesem Jahr allein über 100 000 Fluggäste und etwa 2000 Tonnen Fracht, Gepäck und Post über eine Entfernung von 9 Millionen Kilometer. Reichlich der vierte Teil aller 1927 zurückgelegten Flugkilometer wurden also von den Flugzeugen der Deutschen Luftkassa geleistet. Dies dürfte freilich nicht immer so bleiben. Wir hatten am 1. Juli 1928 in Deutschland 33 Flughäfen, darunter 8 Wasserflughäfen. Außerdem bestanden 66 Verkehrslandeplätze, darunter 5 für Seeflugzeuge. Diesen rund 100 Landeplätzen standen zur gleichen Zeit in den Vereinigten Staaten etwa 1000 ständige Flughäfen und Landungsfelder gegenüber. Wie dieses Land schon seit einigen Jahrzehnten hinsichtlich der Schienenlänge seiner Eisenbahnen an der Spitze aller Länder steht, so dürfte es auch hinsichtlich der in einem Jahr zurückgelegten Flugkilometer und der Zahl der Luftreisenden sehr bald an der Spitze marschieren. Die Curtiss Aeroplane Motor Comp. hat gegen Ende des abgelaufenen Jahres mit 10 Millionen Dollar einen Flugzeugtaxameterdienst eingerichtet, der ähnlich unseren heutigen Mietkraftwagen einen Verkehr innerhalb ausgedehnter Städte unterhalten soll. Der erste Schritt zur umfassenden Einführung des Flugzeuges auch als Nahverkehrsmittel ist damit getan.

Am 1. Februar 1928 waren in Deutschland insgesamt 475 Flugzeuge zugelassen. Darunter befanden sich 142 Maschinen von Junkers, dann folgten zahlenmäßig Koab-Kakenstein, Heinkel, Udet-Bayerische Flugzeugwerke, Albatros, Daimler (Leichtflugzeuge Muster L. 20), Fokker, L. B. G. und Fokker-Wulf. In den 475 Flugzeugen waren 554 Motoren eingebaut. Von diesen waren 41 ausländischen Ursprungs. Von den deutschen Motoren waren die der Bayerischen Motoren-Werke, Junkers und Siemens am stärksten vertreten. Die Deutsche Verkehrs-Fliegerschule besaß 76, die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt 44 und die Deutsche Luftfahrt G. m. b. H. 20 Flugzeuge. Von den 475 am 1. Februar 1928 zugelassenen Flugzeugen waren 40 Stück mehrmotorige Großflugzeuge.

Betrachtet man nun das abgelaufene Jahr hinsichtlich der technischen Fortschritte der Luftverkehrsmittel, so muß unumwunden zugegeben werden, daß auch auf diesem Gebiet mit großem Erfolg gearbeitet worden ist. Außerlich kommen diese technischen Fortschritte in der immer mehr gesteigerten Leistungsfähigkeit der Flugzeuge zum Ausdruck. Die zahl-

reichen im Jahre 1928 aufgestellten Rekorde, von denen einer immer den anderen jagte, waren ja letzten Endes nur möglich auf Grund einer immer mehr gesteigerten technischen Vollkommenheit der Motoren, Flugzeuge und Bordinstrumente. Die Aufzählung der verschiedenen Rekorde würde an dieser Stelle zu weit führen. Einer der hervorragendsten, die Überfliegung des Ozeans von Ost nach West durch das mit Köhl, v. Hünefeld und Fikmaurice besetzte Junkersflugzeug „Bremen“, wobei 3500 Kilometer in 36½ Stunden zurückgelegt wurden, ist ja noch frisch im Gedächtnis. Desgleichen die Sturmfahrt des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ von Deutschland nach Amerika, wobei Luftschiff und Motoren eine glänzende Probe ihrer technischen Leistungsfähigkeit ablegten. Lindbergh erhielt in Anerkennung seines Mittelamerikafuges, der ihn über 15 Staaten führte, die Wilson-Medaille, womit ein Geldgeschenk von 100 000 Dollar verbunden ist. Der französische Flieger Frouval führte in 4 Stunden 45 Minuten 1111 Loopings aus. Der Kunstflieger Glardon der Koab-Kakenstein-Flugzeugwerke hat 19,6 Min. im Rückenflug zurückgelegt, wobei er von 15 Meter auf 700 Meter Höhe stieg. Ein englischer Flieger flog mit einem Leichtflugzeug von nur 28 PS Motorleistung von England nach Australien. Er erreichte sein Ziel nach 16 Tagen. — Das sind nur einige der Rekorde, zu denen sich eine reiche Anzahl weitere gesellen, von denen ein ansehnlicher Teil in Händen deutscher Piloten und Flugzeuge sind.

Im Reichshaushalt 1928 wurden erstmalig 10 000 Mark für Flugreisen der Reichstagsabgeordneten eingesetzt. Der Norddeutsche Lloyd traf mit der Luftkassa ein Abkommen, nach dem den von Amerika eintreffenden Schiffspassagieren ab Bremerhaven Flugzeuge nach Berlin, München, Dresden, Prag, Leipzig usw. zur Verfügung stehen. Die Dampfer „Lühov“ und „Stuttgart“ des Lloyds sind mit je einem Flugzeug ausgerüstet, das den Passagieren während der Reise durch Rundflüge über den angelaufenen Plätzen neue Eindrücke vermitteln soll.

Der unglückliche Verlauf der italienischen Nordpolfahrt mit dem Luftschiff „Italia“ unter Leitung Nobiles hat seinerzeit infolge der tragischen Begleiterscheinungen die ganze Welt wochenlang in Atem gehalten.

Mit sehr gutem Gelingen konnten hingegen des öfteren Flugzeuge zur Rettung bedrängter Menschen eingesetzt werden. So wurden im Kaspiischen Meer 27 Fischer durch Flugzeuge vom Tod des Erstrierens gerettet. In den Alpen wurde bedrängten Bergsteigern durch einen Piloten Hilfe in Aussicht gestellt und Rettungsmannschaften mobil gemacht. Bei Gurgu an der Donau wurde eine die Stadt und Hafen bedrohende Eiswand des Flusses durch Bombenwürfe aus dem Flugzeug gesprengt.

Die amerikanische Padardgesellschaft nahm erfolgreiche Flüge mit einem Flugzeug vor, das mit einem Dieselmotor von 200 PS-Leistung und Luftkühlung angetrieben wird. Der spanische Flugzeugkonstrukteur de la Cierba machte mit seinem Windmühlensflugzeug den Flug London-Paris und landete fast senkrecht aus 2000 Meter Höhe.

Der Segelflugzeugwettbewerb in der Rhön zeitigte im abgelaufenen Jahre glänzende Ergebnisse. Etwa 100 Segelflugzeuge nahmen daran teil. Der österreichische Jungflieger Kronfeld stellte am 14. August einen neuen Rhön-Dauerrekord von 7 Stunden 54 Minuten Dauer auf. Ditmar flog nach Rißingen und erreichte dabei 775 Meter Höhe. So brachte das Jahr 1928 auf allen Gebieten der Luftfahrt eine gewaltige Steigerung der Leistungsfähigkeit.